



Arno Maierbrugger

Gier: Schlecht für die Gesundheit



Hat die Welt so was schon gesehen: Die Selbstmordwelle geht unter den Milliardären um. Zu den prominenteren Opfern zählen bis jetzt der französische Milliardär und Investor Thierry de la Villehuchet, der sich mit Schlaftabletten seine Finanzsorgen nahm, und der deutsche Pharma-Industrielle Adolf Merckle, der sich vor einen Zug warf. Weiters, wird an der Wall Street erzählt, haben sich im Zuge der Finanzkrise bisher elf hochkarätige Spekulanten nach massiven Verlusten aus dieser unschönen Geldwelt verabschiedet. Der neue Begriff „Ponzicide“ – Selbstmorde von Opfern des sogenannten Ponzi-Schemas, dem Anlage-Pyramidensystem, das zuletzt vom Milliardenbetrüger Bernard Madoff betrieben wurde – hat das Zeug, zum Unwort des Jahres gewählt zu werden. Hier erleben wir die radikalsten Auswüchse einer Korrektur im Finanzsystem und die drastische Wiederlegung der „Greed is good“-Philosophie der Wall Street der 1980er Jahre. Vielleicht sollte es ähnlich den Zigarettenpackungen in Zukunft den verpflichtenden Hinweis für Fondsanleger und Aktienzocker geben: „Gier kann ihre Gesundheit gefährden.“ Jene Kleinanleger, die jetzt „nur“ auf ihren gecrunchten Aktien und wertlosen Fondspapieren sitzen und auf ein Ende der Krise warten, können froh sein, dass sie nur mit ihrem Anlagenotstand und nicht ihrem gesamten Weltbild hadern müssen.

Alexandra Riegler

Legehennen der Infogesellschaft



Wenn andere in Zeitung und TV ihre Sünden beichten oder dem Tod gerade noch von der Schaufel springen, ei, dann sind wir froh, dass wir leben: Nachrichten als tägliche Droge, um sich lebendig zu fühlen. Diese kommen, weil es nie genug Nachschub geben kann, zusätzlich zu den herkömmlichen Quellen auch aus einer zweistelligen Millionenzahl regelmäßig befüllter Blogs. Ein Knopfdruck nur, und schon publiziere ich, denkt sich da jede Sekunde einer. Ob die Informationsflut nun wirklich nützlich ist, lässt sich zunächst nur schwer bestimmen. Die journalistischen Legehennen, die für die Gaffer dieser Welt tippen, bis ihr Kopf im Halbschlaf auf die Tastatur knallt, werden dennoch immer mehr. Weil es einen dankbaren Markt dafür gibt. Denn wehe, wenn der Finger nervös am iPhone zuckt, weil der RSS-Reader leer gelesen ist. Im Unerheblichen unterzugehen erscheint heute einfacher denn je. Immerhin hat auch bereits Klein-Klara, rosa-schrumpelig und gerade in die Welt geschlüpft, ihr Blog. Trotz der Gefahr, von der Masse erschlagen im Burn-out zu enden, lohnt es sich immer wieder, in die Welt der Blogs abzutauchen, um neue zu probieren und abzulegen, was nicht mehr passt. Denn einige machen all den Zeitaufwand wett. In die Köpfe dieser Autoren kriechen zu können, ist nichts weniger als ein Privileg – und ungleich zufriedener als Herz-Schmerz-Eilmeldungen.

Zurück zum Urknall

Die Moderne wird zur Antike: Studis entdecken Schwarzes Brett.

Ralf Dzioblowski

John Lennons Klassiker *Imagine* wäre um eine (Kata-)Strophe reicher: Man stelle sich vor, die reizüberflutete 24/7-High-speed-Gesellschaft ist dem Urknall nahe. Just in dem Moment, in dem kein UMTS, Internet-Breitband, HD-Satelliten-TV, Wireless LAN oder Mobiltelefonempfang existiert und das einzige Speichermedium das eigene Gehirn ist. Die Banken-, Finanz-, ja Weltwirtschaftskrise wäre im Vergleich dazu miniaturisiert. Von Hardcore-Verweigerern oder Online-Veganern einmal abgesehen.

Jeder fünfte Mensch ist heute online, gehört – warum auch immer – irgendeiner Community an: bloggt, chattet und wird plötzlich, Wikipedianern sei Dank, „allwissend“. Und doch ist es erschreckend zu lesen: Sieht aus wie MTV, ist aber Leben. Die grundlegende Empfehlung der Usenet-Netiquette lautet daher: „Vergessen Sie niemals, dass auf der anderen Seite ein Mensch sitzt!“

Völlig zu Unrecht und vor schnell hätte ich die heutigen Studis mit der Behauptung abqualifiziert, lediglich Kunstbelflissene unter Ihnen würden mit einem „Schwarzen Brett“ allenfalls Kasimir Sewerinowitsch Malewitschs „Geniestreich“ assoziieren. Dann las ich erfreulicherweise, dass lobenswerte Spezies unter ihnen an der Zepelin-Universität am Bodensee im Rahmen des „Development Day“ die Einrichtung eines, ich wage es kaum zu sagen, Schwarzen Bretts forderten.

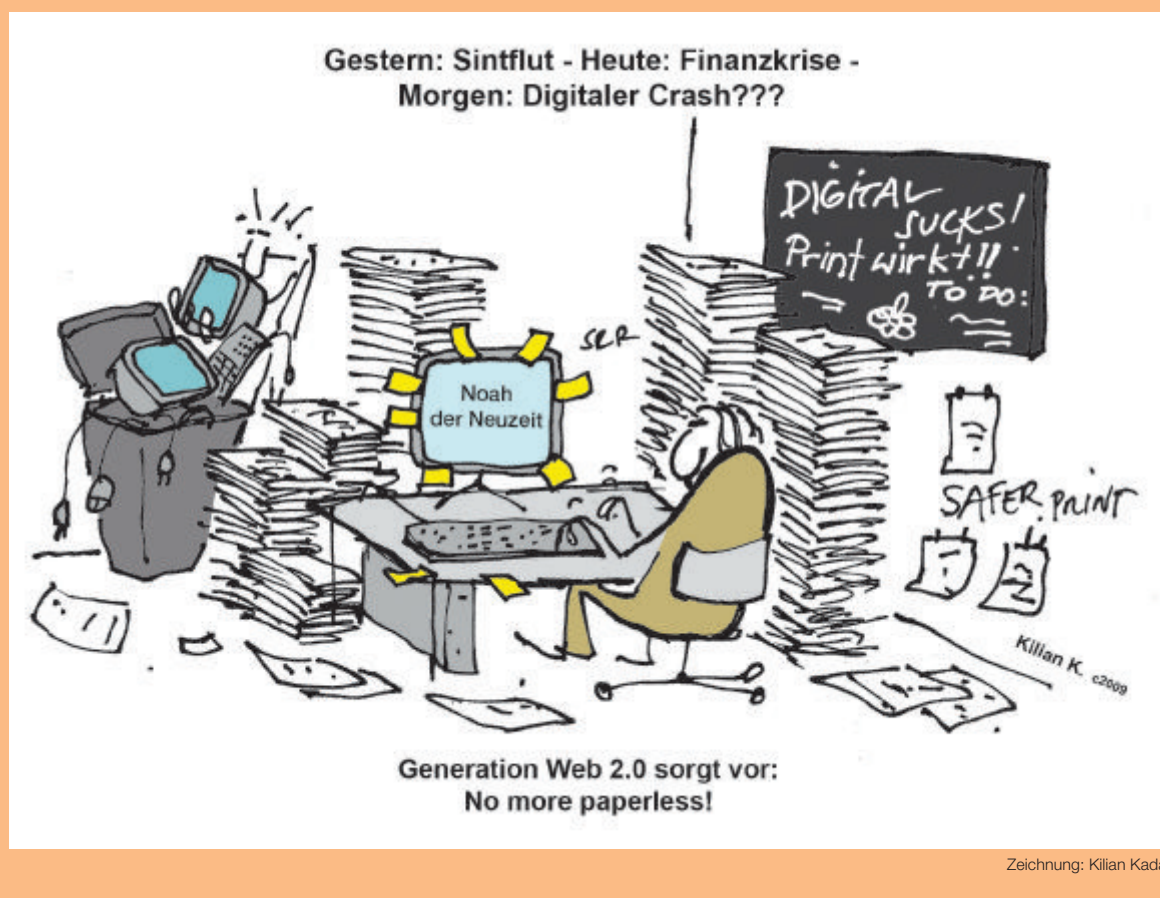
Internet zu unpersönlich

Nicht etwa im Intranet oder in sonstiger digitaler Form, wie dies an der Universität ansonsten zur Verbreitung von Informationen üblich ist, sondern in realer, materieller Form. Sie wünschten sich ein Schwarzes Brett an einem festen Ort, zu dem sie hingehen können, um Informationen einzuholen oder zu verbreiten. Der vermeintlich einfachere Weg über das Internet sei ihnen zu umständlich, zu unpersönlich, zu technisiert.

Gerne erinnere ich mich an den amerikanischen Medienexperten Percy H. Tannenbaum, der mir Mitte der 1980er während einer Gastprofessur, befragt nach dem Stellenwert der Zeitung, Marshall McLuhans „Das Medium ist die Botschaft“ im Ohr, augenzwinkernd goutierte: „Solange auf dem Wochenmarkt Fische in Zeitungspapier eingeschlagen werden, so lange wird es Zeitungen geben.“ Apropos: Das Essen der Astronauten aus der Tube ist genauso delikate, wie Thomas Mann im Internet zu lesen.

Ich hätte diesen Artikel wohl besser postmodern als Hörbuch abliefern sollen. Ältere Semester sollen ja angeblich dabei bügeln – und die benevolenten, juvenilen, digitalen Bohemiens, das weiß ich ganz genau, treiben Yoga dazu: auf dem Boden liegend die Hände am Körper nach vorne gestreckt, den Po in die Höhe befördert, die Beine am Kopf nach hinten angewinkelt. Aber Obacht, die Knie nicht an die Ohren pressen. Wäre schade.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Killian Kada